

# Wenn ich an meinen Freund Chris Bänziger denke

Autor(en): **Züfle, Manfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **94 (2000)**

Heft 9

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-144255>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Wenn ich an meinen Freund Chris Bänziger denke

Ich kannte Chris Bänziger ziemlich gut und ziemlich lange, und, wie sich dann zeigte, war er damals schon irgendwie am Ende seines Lebens. Gleichsam immer schon. Chris war ein Junkie und *wollte* einer sein und bleiben. Das Problem war für diesen scharfsichtigen Intellektuellen nicht nur nicht lösbar, sondern nicht einmal angebar mit einer Therapie des Chris Bänziger. Das hatte ich damals irgendwann verstanden, verstehen müssen – und etwas weiteres dazu: Eltern verlieren ihre Kinder nicht in den Drogentod, weil sie oder ihre Kinder privat-persönlich etwas falsch gemacht hätten. Das mildert die hilflose Trauer der Eltern, die ihre Kinder verlieren, keineswegs.

Dabei war mein junger Freund nicht todesüchtig, sondern in einem hohen Grad gleichsam lebenskreativ. Er hatte zu jenen 80ern gehört, die einige von uns, die ihre Eltern waren, einen leider zu kurzen Sommer lang dazu einluden, bitte subito einiges zu ändern, nicht die Welt zu verändern, aber sie doch so einzurichten, dass man in ihr leben und nicht bloss mit seinen älter gewordenen Sorgen, Erfolgen und Misserfolgen überleben konnte. Sie hatten viele freche Sprüche und Spässe erfunden und die Trauer nicht verschwiegen. Goldy und Paul Parin nannten diese Rebellen damals «traurige Clowns». Der Sommer der Clowns war kurz, und die Weihnachten danach rochen nach Tränengas wie noch nie in dieser Stadt. Den zweitletzten Spruch, den man auf Zürichs wieder sauber geputzten Wänden lesen konnte, bestand in einem einzigen Wort: «hilflos». Man wischte auch das weg. Und dann erschien der allerletzte Spruch dieser Generation: «traumlos» konnte an einem kirchlichen Gebäude gelesen werden.

Chris wusste, wer diese letzten Botschaften gesprayed hatte; ich meine, er war selber dabei. Wenn ich heute an meinen allzu früh verstorbenen Freund denke, ist mir eines klar: Chris hat gewusst – und es als einer der wenigen auch formulieren können –, dass Junkie zu sein überhaupt keine private Antwort ist, auch und gerade keine, sicher keine private an Eltern.

\*

In all den Jahren  
nichts geändert  
nur verschlimmert?

\*

Einmal in jener Zeit der letzten Sprüche stand ich mit Chris am Stadthausquai, nicht weit weg vom Hans Waldmann und dem Huldrych Zwingli gegenüber: Chris wies auf die vollbesetzte «Riviera» auf der anderen Seite der Limmat: «Dort hast du den real existierenden Kapitalismus pur», sagte er.

\*

nach all den Jahren  
gleich schlimm  
aber nicht mehr offensichtlich?

\*

«traumlos». Hinter dieser Kirche, halb im Wasser, ist schon lange keine Riviera mehr, in deren Träumen ein Chris Bänziger damals ziemlich gnadenlos nichts als einen real existierenden Kapitalismus ortete. «traumlos» ist doch besser als Träume, hinter denen nichts als ... steht. Es ist gut, dass niemand mehr das Elend an einem Platzspitz oder an einem Letten anschauen muss. Ist es ebenso gut, dass das Elend an diesen Plätzen mit deren Sanierung nicht mehr erinnert wird?

\*

In all den Jahren  
von Ort zu Ort gehetzt  
und nirgendwo.

\*

Ich war damals längere Zeit in Bolivien, in einem Land, das einen Rohstoff für eine Droge produziert. Mein Freund, der indische Dichter Joaquin Hinojosa, hat einmal geschrieben, man sollte die Traube vom daraus gemachten Wein oder Schnaps unterscheiden. Die Coca ist eine Pflanze, die in Bolivien z.B. gebraucht wird. Nicht erst die Mineros brauchten sie, um in den sich auf entsetzlicher Höhe befindlichen Stollen zu überleben. Die Coca gehört seit den Inkas zur Kultur des Landes. Als wir dort waren, begannen die Zinnminen mit ihrem Produkt auf den Weltmärkten unrentabel zu werden. Die Silberminen hatten schon die Spanier endgültig ausgebeutet und den Stoff aus dem Lande geschafft. Man kann ihn heute noch, aufs feinste bearbeitet, bewundern an den barocken Tragaltären, die in Sevilla während der Semana Santa, der Karwoche, durch die Strassen getragen werden. Der Bewunderung mischt sich vielleicht Entsetzen bei, wenn man weiss, wie viele Indios in den Stollen von Potosi verreckten.

Als wir dort waren, schrieb einer ein Buch, in dem er nachwies, was hinter dem nordamerikanischen sogenannten Drogenkrieg sich verbarg, das grosse und letzte Geschäft einer Ausbeutung. Die Silberader war längst versiegt, die Zinnader unrentabel geworden, es blieb die weisse Ader, die Veta Blanca, wie sie der Autor nannte, die Ader, aus der das weisse Pulver fliesst.

Als wir dort waren, begannen die Mineros, seit eh die politische Avantgarde des Landes, den Altiplano langsam zu verlassen. Einigen blieb nichts anderes übrig, als drunten im Tiefland in einer die Haut gefährdenden Lösung mit nackten Füßen die Cocablätter zu zerstampfen, damit «Wein» wurde und – meistens anderswo – der am meisten Gewinn bringende Schnaps.

Als wir wieder zuhause waren, hörten wir die Nachricht, dass der Autor der Veta

Blanca in der Zwischenzeit ermordet worden war.

\*

In all den Jahren, aus all den Adern  
in all die Adern das Gift,  
das nicht das Gift der Junkies ist.

\*

Ich hatte – einige Jahre vor 1980 – eine Schülerin, eine sehr begabte, bei der während der Matura klar wurde, dass sie schwer drogenkrank war. Sie machte die Matur trotzdem. Ich habe sie ein paar Jahre später im berühmten Drogenraum des AJZ angetroffen, in dem sie hart arbeitete für die dort Gestrandeten in einem der Ghettos, von denen man immer wieder die Ahnung nicht losbekommt, man habe sie geschaffen oder zugelassen, um sie dereinst aufheben zu können. Ich habe seitdem den Kontakt zu ihr verloren. Ich habe sie gemocht, diese Schülerin, und sie fand mich wahrscheinlich schon damals, als ich noch ihr Lehrer war, ein wenig naiv. Denn: Die Junkies machen vielleicht am schärfsten, überscharf und tödlich klar, dass die Weltgesellschaft selbst ins Tödliche, ins absolut Tödliche abdriftet, tunlichst erinnerungslos, erinnerungsloser immer mehr. Aber:

Erinnerung ist in den Seelen  
die weiter lebten, der weiter  
Lebenden  
durch all die Jahre

Der alte Freud hatte schon, wenn er die Welt und ihre westliche Kultur anschaute, Todestrieb nicht mehr ausschliessen können. Ich meine immer häufiger: Der gesellschaftliche Weltzustand, wie er jetzt in der bösest denkbaren stupiden Weise wütet, könnte sich nicht halten, wenn er die anfallenden Opfer nicht als Gewinn und Profit – sei es an irgendeinem Letten oder Platzspitz oder im Tiefland Boliviens – durchsetzen und einstreichen könnte.

\*

Was hätte ich noch zu sagen? Hier, in dieser Kirche halb im Wasser, wird erin-

ner. Das ist gut. Was ist zu erinnern? Dass es wahrscheinlich und gerade wieder einmal die Sensibelsten sind, die den gewöhnlichen Wahnsinn der Welt an einem Punkt ihres Lebens so sehr nicht mehr aushalten, dass sie ihn sich selbst buchstäblich injizieren, um wenigstens den Rausch zu haben – statt der Wirklichkeit, die sie so nicht mehr mögen, nicht mehr mögen können. Es gibt viele solche junge Räusche, nicht nur die Drogen, zu viele. Das wäre zu erinnern.

In all den Jahren  
nichts geändert,  
nur verschlimmert?

nach all den Jahren  
gleich schlimm,  
aber nicht mehr offensichtlich!

In all den Jahren  
von Ort zu Ort gehetzt  
und nirgendwo.

In all den Jahren, aus all den Adern  
in all die Adern das Gift,  
das nicht das Gift der Junkies ist.

\*

In all den Jahren  
dunkel und grün  
ziehen Flüsse durchs Land.

Oder vertrocknet  
alles und immer mehr  
in all den Jahren?

In all den Jahren  
waren immer auch  
ein paar Sommer

und Erinnerung in den Seelen  
die weiter lebten  
durch all die Jahre

für all die Jahre  
die kommen  
damit es ein wenig,

ein wenig subito  
ein wenig anders werden könnte  
für all die Jahre, die kommen.

\*

---

*Aber nicht alle hören auf die Stimmen der Hoffnungslosigkeit und des Konformismus. Nicht alle lassen sich vom Strudel der Entmutigung mitreißen. Die meisten – Millionen – hören nicht die Stimme der Mächtigen und auch nicht die Stimme der Wankelmütigen. Sie können nicht hören, denn sie sind taub von Klagerufen und Blut, die Tod und Elend in ihr Ohr schreien. Gibt es aber Momente der Ruhe – und es gibt sie noch –, hören sie eine andere Stimme, nicht die, die von oben kommt, sondern diejenige, die der Wind von unten heranträgt und die dem indigenen Herzen der Berge entspringt. Sie spricht von Gerechtigkeit und Freiheit, von Sozialismus, von der Hoffnung, der einzigen Hoffnung in der diesseitigen Welt. Und die ältesten der Alten erzählen in den Gemeinden von einem gewissen Zapata, der für die Seinen aufgestanden sei und dessen Stimme mehr sang als schrie: Land und Freiheit!*

(Subcomandante Marcos, 1996, in: «Botschaften aus dem Lakandonischen Urwald»)